

Revolution mit Spaten

Willy und Frieda Ackermann zogen 1931 in einen norddeutschen Wald. 40 Jahre später wurden sie zu Vorbildern einer neuen Jugendbewegung VON MARCUS JAUER

Das ist das Haus. Zumindest, was von ihm übrig ist. Es steht im Wald, allein, in kniehohem Gras, umgeben von Birken, Kiefern und Haselnusssträuchern. Eine Ruine, zu der kein Weg mehr führt. Das Dach ist weg, die Decke eingestürzt. Der Schornstein ragt aus den Trümmern wie ein hohler Zahn. Lediglich ein rostiger Küchenherd, begraben unter Ziegeln, zeigt an, dass hier einmal Menschen gelebt haben.

Ein paar Meter weiter lehnt ein Grabstein an einer alten Eiche. Willy und Frieda Ackermann. Geboren 1902 und 1905, gestorben 1985 und 1986.

Man steht da, froh, überhaupt noch Reste der Geschichte gefunden zu haben.

Willy und Frieda Ackermann haben mehr als ein halbes Jahrhundert in diesem Wald verbracht, ein paar Kilometer nördlich von Wolfsburg, eine Stunde zu Fuß nach Tiddische, ins nächste Dorf. In einer selbst gebauten Blockhütte ohne Strom, fließendes Wasser und moderne Technik, nur mit der Kraft ihrer Hände und so gut wie ohne Geld. Vier Kinder haben sie großgezogen. Sie hielten Schafe, Ziegen, Hühner, Bienen und ernährten sich von dem, was sie selbst anbauten. 1933 wurden sie von einer Horde Nazis überfallen, die Willy halbtot schlugen, weil sie ihn für einen Kommunisten hielten. Im Winter 1947 wären sie fast erfroren, im Sommer 1959 vernichtete eine Hitzewelle ihre Ernte. Trotzdem hielten sie fest an diesem harten, einfachen Leben und verzichteten freiwillig auf alles, was nur einen Katzenprung entfernt selbstverständlich war – Versorgung, Bequemlichkeit, Wohlstand, eine gesicherte Existenz. Wozu?

Willy und Frieda Ackermann sind Kinder der Zwanzigerjahre. Einer Zeit, die uns inzwischen wieder nahe zu sein scheint in ihren Verwerfungen, Umbrüchen, den großen Erwartungen und der Vorahnung von Katastrophe. Das Faszinierende an den Ackermanns ist, wie sich die Fragen, die sich die Gesellschaft in jener Zeit stellte, in ihrer Biografie niedergeschlagen haben – und dass es Fragen sind, die uns auch heute bewegen.

Willy Ackermann ist in einem Hamburger Hinterhof aufgewachsen, viertes von fünf Kindern eines Setzers, der bei einem Unfall alle Finger einer Hand verloren hatte. Der Vater, jähzornig und oft betrunken, prügelt ihn für jeden kleinen Fehler. Aber das tut der Pfarrer in der Sonntagskirche auch, genauso wie der Glasmaler, bei dem er in die Lehre geht. Der Junge macht keine guten Erfahrungen mit Autoritäten. Er schließt sich der anarchistischen Arbeiterjugend an, und als er bei einem ihrer Ausflüge auf den Wanderprediger Louis Haeusser trifft, einen Mann, der in Büßerhemd und Sandalen auftritt und in seiner Rede Nietzsche ebenso zitiert wie Laotse, verändert das sein Leben.

Wanderprediger gibt es Anfang der Zwanzigerjahre einige. Messiasfiguren, die durch das Land ziehen, unter freiem Himmel schlafen und in den Städten mal vor Hunderten, mal vor Tausenden Leuten sprechen. Sie prophezeien die Apokalypse und predigen Selbststrettung durch »innere Umkehr«. Haeusser, der sich »Erlöser der Menschheit« nennt, ist der bekannteste von ihnen – und findet an diesem Tag einen neuen Anhänger. Kurz darauf schmeißt Willy Ackermann die Lehre und entscheidet sich für ein Leben auf der Landstraße, nicht aus Not, sondern in einem Gefühl von Freiheit.

Im Vergleich dazu hatte Frieda Pohl eine behütete Kindheit. Sie stammt aus Breslau, ihr Vater ist Oberpostdirektor und schickt sie auf die Universität, damit sie Lehrerin werden kann. Bei einem großen Jugendfest lernt sie Willy Ackermann kennen. Das Treffen, zu dem Studentenbünde, Wandervögel und Lebensreformer geladen haben, findet in Hessen auf einer Bergkuppe unter freiem Himmel statt. Über Monate schreibt er danach Postkarten von unterwegs, bis er plötzlich bei ihr vor der Tür steht. Ein wilder Mönch, lange Haare, langer Bart, ein kragenloser Kittel, wie immer barfuß. Während ihr Vater noch nach der Polizei ruft, geht sie mit ihm mit.

Eine Zeit lang leben die beiden in Hamburg, wo Willy Ackermann mit Freunden die »Wendepunkt-Gemeinschaft« gründet. Eine von unzähligen Gruppen, die Ende der Zwanzigerjahre Ideen für eine bessere Gesellschaft haben. Sie bauen Möbel aus Sperrmüll, weben Teppiche aus Stoffresten und beackern einen Kleingarten, in dem sie sonntags kostenlose Gymnastikkurse anbieten. Es ist eine Reaktion auf eine Welt, die zwischen Aufbruch und Verunsicherung pendelt, dass es dem Einzelnen schwindelig werden kann. Doch mit den großen Vereinfachern von damals können die »Wendepunkt«-Leute nichts anfangen, mit den Kommunisten nicht, mit den Nazis sowieso nicht. Ihr Vorbild ist Gandhi, der Indien gerade gewaltlos von der britischen Kolonialherrschaft befreit. »Revolution mit Webstuhl und Spaten« lautet der Titel ihrer Flugblätter, die voller Ausrufezeichen sind.

»Das Leben ist kalt! Wir wollen wieder Wärme!«, schreiben sie darin. »Es ist abstrakt geworden, wir wollen es konkret!«

Was ihnen vorschwebt, ist eine Gesellschaft tätiger Menschen, die fast alles, was sie brauchen, selbst herstellen. Die wieder ein persönliches Empfinden für die Dinge haben, von denen sie umgeben sind. Die sich die Freude an der Arbeit nicht von Maschinen nehmen lassen wollen. Deren Leben sich inniger in die Natur eingliedert. Es ist, schon damals, eine Ant-

wort auf die unerbittlichen Fließbänder der Industrialisierung. Doch obwohl während der Weltwirtschaftskrise auch in Hamburg die Not groß ist, schlägt sie nicht nur Willy halbtot, sie zerstört auch den Webstuhl. Kurz vor Kriegsende schickt die Wehrmacht den Pazifisten dann noch in den Krieg.

»Der Mensch ist mir tatsächlich nebensächlich geworden«, schreibt er verwundet aus dem Lazarett, »weil er unehrlich ist! Zu dreckig und gemein! Da sind mir die Tiere in ihrer Unschuld und Natürlichkeit sauberer! Desgleichen die Pflanzen! Vielleicht

»Das Leben ist Tat«, formuliert Ackermann ihr Motto in einem Flugblatt. »Es entsteht durch Tun.« Im Frühling 1931 brechen Willy und Frieda Ackermann aus Hamburg auf, zusammen mit zwei Freunden und den beiden kleinen Kindern, die sie inzwischen haben. Was sie besitzen, ziehen sie im Planwagen hinter sich her, Musikinstrumente, Bücher, eine Druckerpresse für die Schriften, die sie unterwegs herausgeben. Ihr Plan ist es, eine Siedlung mit einer Webschule zu gründen. Nach ein paar Monaten finden sie im norddeutschen Niemandsland ein Grundstück. Acht Morgen Land in einem Wald. Ein Bauer gibt es ihnen günstig ab. Die Gegend ist dünn besiedelt, das Volkswagen-Werk noch nicht gebaut. Auch Wolfsburg existiert noch nicht. Norddürtig richten sie sich ein, während sie abwechselnd losziehen, um Mitstreiter zu finden oder wenigstens ein paar Spenden einzusammeln.

»Es haben manche Interesse für unser Werk«, schreibt Willy Ackermann in einem Brief von einer dieser Touren, nachdem er wieder stundenlang auf die Leute eingeredet hat, »nur kleben sie alle mehr oder weniger noch an äußerlichem Krempel. Es liegt an uns, ob wir diese Krämerladen-Scheiße über den Haufen werfen oder nicht!«

Als kurz darauf die NSDAP an die Macht kommt, wird klar, dass die Mehrheit der Menschen eine andere Art von Ordnung will. Die Gruppe zerfällt. Die Ackermanns bleiben mit ihren Kindern im Wald zurück, errichten eine Blockhütte und einen Stall für

die Tiere, graben einen Brunnen, pflanzen Apfelbäume und Johannisbeersträucher. Doch sie leben nicht auf einer Insel. Als die Nazihorde sie aufspürt, schlägt sie nicht nur Willy halbtot, sie zerstört auch den Webstuhl. Kurz vor Kriegsende schickt die Wehrmacht den Pazifisten dann noch in den Krieg.

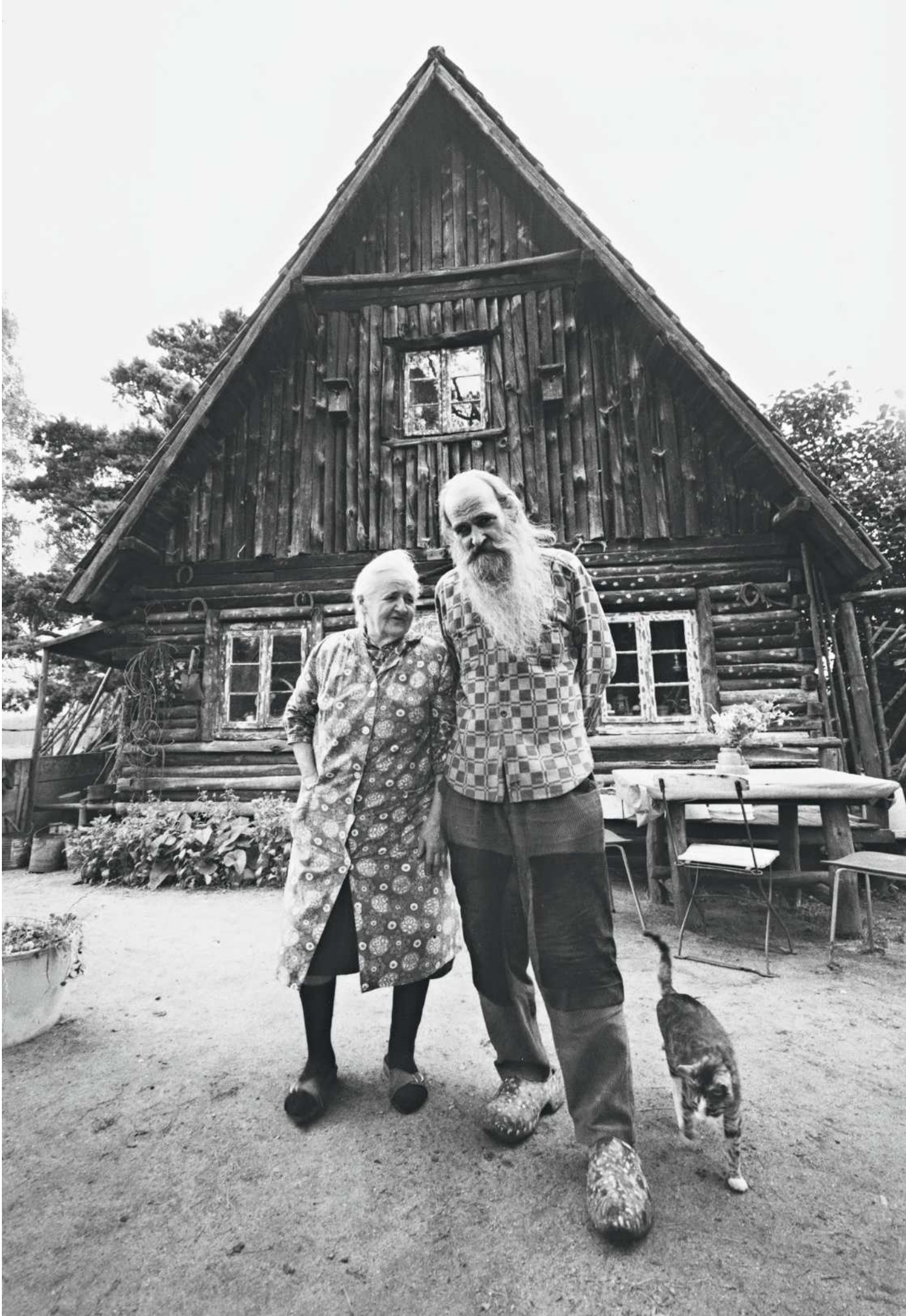
»Der Mensch ist mir tatsächlich nebensächlich geworden«, schreibt er verwundet aus dem Lazarett, »weil er unehrlich ist! Zu dreckig und gemein! Da sind mir die Tiere in ihrer Unschuld und Natürlichkeit sauberer! Desgleichen die Pflanzen! Vielleicht

ANZEIGE

Der 20. Juli 1944




Jetzt gratis lesen:
www.zeit.de/zg-heft
 Der Podcast zum Magazin:
www.zeit.de/zg-podcast



Die Aussteiger Frieda und Willy Ackermann 1979 vor ihrem selbst gezimmerten Haus

Foto: Wilfried Bauer/Stiftung F. C. Gundelschtern-Fotobank der Bayerischen Staatsbibliothek

Jahre später tauchen in der Umgebung von Wolfsburg handgedruckte Faltblätter auf. »Kommt und besucht uns!«, heißt es da. »Sprecht Euch mit uns aus! Und dann – beginnt mit uns! Aus dem Kleinsten heraus, mit den geringsten Mitteln! Wir dürfen nicht mehr warten, wir müssen bringen! (...) Anstelle des Ich tritt das Wir!« Auf der Rückseite findet sich eine Landkarte, auf der mit Rot ein Treffpunkt eingezeichnet ist: »Hof Ackermann«.

Als Carsten Camus eins dieser Blätter in die Hände fällt, macht er in Wolfsburg eine Lehre bei VW und hat, wie schon sein Vater, Aussicht auf 40 Jahre Fließband. Es ist 1968, die Zeit der Studentenproteste. In der einstigen »Stadt des Kraft-durch-Freude-Wagens« hat man sich mit Vergangenheitsbewältigung bisher kaum aufgehalten. Hier sprechen die Leute noch von einem »Gespür für Gemeinsamkeiten«, wenn sie sagen wollen, dass auch sie in NSDAP und Wehrmacht waren. Noch in den Sechzigerjahren konnte es einem langhaarigen Lehrling im Werk passieren, dass ihm die Arbeiter einen gelben Stern an die Jacke hefteten, so Camus, zumal wenn er in der linken Gewerkschaftsjugend war wie er.

»Wir wollten andere Verhältnisse«, sagt er heute am Telefon, »und am liebsten sofort. Morgen wäre uns schon zu spät gewesen.«

Als ihn ein paar Freunde zum ersten Mal zu der Hütte im Wald mitnehmen, ist er tief beeindruckt. Dicht gedrängt sitzt er mit den anderen da und hört Willy Ackermann zu, der im Flackerschein der Petroleumlampe spricht und dabei Selbstgedrehte raucht, um sich herum Regale voller Hefte und Bücher, viel Christentum, aber auch Nietzsche und russische Anarchisten in Erstausgabe, schon 50 Jahre alt. Ziel-schieber zieht er daraus immer wieder das passende Zitat zu dem, worüber seine jungen Zuhörer erst nachzudenken beginnen.

Carsten Camus fühlt sich ernst genommen und weiß, als er geht, dass doch nicht alle Nazis waren und dass es ein Leben gibt außerhalb des Werks. »Im Nachhinein war dieses Faltblatt für mich das, was für einen Staat die Unabhängigkeitserklärung wäre«, sagt er, der im Anschluss an seine Lehre in mehreren Kommunen lebte und zwei Kinder allein großzog.

Über die nächsten Jahre pilgern Hunderte Jugendliche zu der Hütte im Wald. Der Name Ackermann spricht sich herum in den alternativen Szenen von Hamburg, West-Berlin und Frankfurt am Main. Da sind diese Jugendlichen, die sich fragen, was es braucht, um ein freier Mensch zu sein, und nun sehen, dass dazu wenig Mittel nötig sind, aber sehr viel Mut und Konsequenz. Und da ist ein Einsiedler, der erkennt, dass er doch wieder auf die Menschen zurückkommen muss, wenn er die Gesellschaft verändern möchte. Die Jugendlichen schlafen auf dem Dachboden, helfen mit den Ziegen, lernen Ackerbau. Manche merken, dass ihnen dieses Leben zu hart ist. Andere gründen danach Kommunen. Viele kommen immer wieder. Aber am Ende will niemand den Hof übernehmen. Ein Leben als Selbstversorger zu führen, ist eben nicht dasselbe, wie davon zu träumen.

Ende der Siebzigerjahre erscheint im *stern* eine große Geschichte über die Ackermanns. Ein Fotograf hat sie im Wald aufgespürt, seine Bilder wirken wie aus einem anderen Land. Willy Ackermann sieht darauf aus wie Tolstoi, sein Bart weht im Wind. Ein alter Mann in Frieden, auf einer Insel in der Zeit. Der Bericht führt noch einmal eine neue Generation Jugendlicher in den Wald. Ihre Themen sind nun Umweltschutz und die Angst vor einem Atomkrieg. Die Grünen als Partei sind noch nicht einmal gegründet. Doch die Ackermanns sind inzwischen Anfang achtzig und brauchen selbst Hilfe.

»Ich bin jeden Augenblick glücklich gewesen«, sagt Willy Ackermann in einem Interview mit dem Historiker Ulrich Linse, der ihn einige Jahre vor seinem Tod für seine Recherchen zur Geschichte der ökologischen Bewegungen in Deutschland trifft. »Darauf kommt es nämlich an, dass man sich verbunden fühlt mit dem, was man tut! (...) Das muss man begreifen, warum man überhaupt zu leben hat, was die Aufgabe des Lebens ist (...). Aber es kommt nicht nur darauf an, dass es begriffen wird, nein, es muss auch gelebt werden.«

Im Frühjahr 1985 stirbt Willy Ackermann, ein Jahr darauf Frieda. Der Wald holt sich den Hof zurück. Als die Gemeinde Tiddische einige Zeit später das Grundstück kauft, erreicht Harte Ackermann, dass sie den Grabstein ihrer Eltern dort aufstellen darf. Sie lehnt ihn an die Eiche, die sie als junge Leute pflanzten. Seitdem brennt davor ein Friedhofskreuz.

»Ich denke, meine Eltern wären stolz auf mich«, sagt Harte Ackermann.

Sie ist eine kleine, freundliche Frau, die in einer Mietwohnung in Wolfsburg lebt. Als sie als junge Frau aus der Schweiz zurückkam, ist sie nicht in den Wald zurückgezogen. Sie hat bei VW angefangen, jahrelang am Band gestanden, hat geheiratet, ein Kind bekommen – und sie hat ihre Mutter und ihren Vater bis zum Tod gepflegt, sonst hätten sie in der Hütte nie so lange durchgehalten. Dabei hat sie eigentlich nie verstanden, was ihre Eltern an diesem Leben fanden, dass sie alles so unbedingt dafür einsetzten. Wenn sie heute an ihre Kindheit zurückdenkt, erinnert sie sich an die Vögel, wenn sie im Frühling morgens durch den Wald zur Schule lief. An den heißen Stein, den sie im Winter mit ins Bett bekam, damit sie nicht friert. An das Eis, das ihre Lehrerin ihr schenkte, weil sie nie Geld in der Tasche hatte.

»Wir haben nie gehungert«, sagt sie, »aber wir waren arme Leute.«